Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 19. 5. 1935 | Nr. 20

Das Lied von unserer Pflicht

Von Wolfgang E. Möller

Wir trauern nicht an kalten Sarkophagen,
Wir treten hin und sagen: einer war,
Der das gewagt hat, was wir alle wagen,
Sein Mund ist stumm. Wir treten hin und sagen:
Die Kameradschaft ist unwandelbar.

Es sterben viele. Viele sind geboren.
Die Welt ist groß, die sie umschlossen hält,
Das Wort jedoch, auf das wir eingeschworen,
Das Wort geht auch den Toten nicht verloren;
Das macht: die Pflicht ist größer als die Welt.

Die Pflicht, sich zu erinnern, was gewesen,
Bevor wir waren. Denn wir werden sein,
Was Spätere, wenn wir im Grab verwesen,
Aus unserm Leben Lesenswertes lesen.
Das ist gewaltiger als Erz und Stein.

Diese Dichtung von Wolfgang E. Möller, dem der Präsident der Reichskulturkammer den Nationalen Buchpreis 1935 verliehen hat, entstammt dem im Verlag Junge Generation erschienenen Buch „Rufe in das Reich"

Dienst und Pflicht.

Alle Tage sehen wir die Menschen dahineilen, um ihren Dienst zu erfüllen. Der eine im Bureau, der andere in der Werkstatt und wieder andere auf den weiten Fluren. Jeder an seinem Platze. Sie beginnen ihn pünktlich, und endet er, wissen sie alle, daß ein Lohn sie erwartet; denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Tag um Tag geht so vorüber, und am Ende spricht man von getaner Pflicht. Man denkt für die Entlohnung genügend geleistet zu haben und ist der Auffassung, genügend Kraft für den Lohn angesetzt zu haben. Der Menschenpflicht hat man genügt, sich anständig ernährt. Im Tagewerk ums tägliche Brot werden Dienst und Pflicht wenig unterschieden, aber in der Volkstumsarbeit gibt es eine scharfe Trennung. Und die müssen wir jetzt herausschälen, um so ein mehr pflichtbewußtes Volkstum zu erziehen. Täglich üben wir Dienst am Volkstum. Schon ein schöner Dienst am Volkstum ist es, unsere Sprache rein zu halten, ebenso, andere zu überzeugen, daß sie es auch tun. Eine lange Reihe von solch kleinen Diensten ließe sich aufzählen, die so gern als selbstverständlich betrachtet werden, und doch schon oft als so schwer angesehen werden. Treten an uns dann schwere Dienste, wie fühlbare Opfer, dann erkennen wir bald, wie dieser oder jener nachläßt, wie er dann nur halbe Kraft ansetzt, um sich um Taten mit Worten herumzudrücken. Da tritt eben die **Pflicht** ein. Dienst ist schwer — Pflicht ist **hart**. Wenn wir unseren Dienst erhöhen, als Pflicht anerkennen, so erkennen wir darum etwas Erhabenes an, das uns durch unsere Zugehörigkeit zum Volkstum auferlegt ist. Pflicht kennt keine Kompromisse, Pflicht liegt klar und deutlich vor uns. An ihr gibt es kein Deuteln, kein Drehen. Es gilt, sie zu erfüllen, mit heiligem Ernste, ohne Rücksicht auf ihre Schwere oder Folgen oder Lohn. Pflicht ist: die höchsten Eigenschaften und Tugenden des Volkes, dessen Sprache wir sprechen, in dessen Sprache wir beten, bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen und selbst auszuüben. Heute ruft alles und mahnt alles zur Pflicht, und es darf kein Zagen an den uns gestellten Aufgaben geben.

Unsere höchste Pflicht soll unsere **selbstverständliche Pflicht** sein. Wir sind unserem Volkstum gegenüber verpflichtet, und wer an seiner harten Pflicht drehen und deuteln will, gibt selbst zu, daß er noch lange nicht in den Reihen steht, die das Neue-Große formen wollen, und ihr ganzes Tun und Denken darauf einstellen.

Jeder deutsche Junge, jedes deutsche Mädel, die sich zu uns bekennen, bekennen sich gleichzeitig dazu, pflichtgetreu die hohen Aufgaben zu erfüllen, und gern freudig ihre Kraft dafür einzusetzen. Diese Pflichtgemeinschaft gründet dann von selber die wahre Volksgemeinschaft, die wir aufbauen wollen. Pflicht ist hart, und eine junge Generation soll heranwachsen, die stahlhart wird und immer sich zu unserem eigenen Volke bekennt.

E. J.

Freude am Werkschaffen.

Du kennst das Gefühl der Freude, das dich Mensch der Arbeit nach beendetem Werkschaffen stark durchdringt. Du hast das Werk vollbracht, hast dein ganzes Können eingesetzt: das Werken als dein Sicheinsetzen wie auch als das Ergebnis deiner Arbeit sind zu Wesensteilen deiner selbst geworden. Wie du bist, ist auch dein Werk beschaffen. Und wer dein Werk angreift, geht damit gegen dich schaffenden Menschen zum Kampf vor.

Die Freude an deinem Werk durchpulst deine Lebensadern, macht dich selbstbewußt und gibt dir die Kraft zu neuem Schaffen. Ohne diese neue Schaffenskraft würdest du unlustig zur Arbeit, schaffensmüde werden. Dein Leben wäre ohne die Tat und somit unnütz. Denn es ist traurig um den Menschen, der Schaffensfreude nicht empfindet. Seine Arbeit hat ihr eigen Wesen verloren, ist zu Fron gesunken. Sein Dasein muß zur Verneinung des Lebens führen. Der werkfreudige Mensch bekennt sich immer zur Lebensbejahung; das Ethos der Arbeit hält ihn aufrecht. Arbeit schafft Freude dem Menschen, und die Freude gewährt neue Arbeitskraft. Es ist ewiges Sichauslösen von Kraft und Freude. Wirkfähigkeit und Freude am Werkschaffen sind tragende Stützen eines wertvollen Lebens!

Unser Leben ist Kampf. Die Arbeit ist Waffe in diesem Kampf. Schleicht sich die Arbeitsunlust in dein Leben, so wird die Waffe stumpf, und du verlierst den Kampf. Du wirst erdrückt von der Leere deines Daseins, du ertrinkst bei der Dürre, die ein Leben ohne das Tun bedeutet. Darum schütze dich vor dem Feind deines Seins, der dir Schlaffheit und Gleichgültigkeit bringen will. Überwinde durch Taten: schaffe und freue dich.

Der **Fabrikarbeiter** steht Schicht um Schicht vor der Maschine, dem schwarzen Ungetüm der Räder und Wellen. Es ist ein lebloses Triebwerk, dem der Mensch Wesen gibt, wenn er seine Kraft nutzbar macht. Der Mensch hat es erfunden und erbaut, nach seinem Willen muß es arbeiten. Der Maschine Arbeit ist Menschenwerk. Stolz mit aufrechtem Sinn, schafft der Arbeiter mit ihr, läßt den Menschen wertvolle Erzeugnisse erstehen. Das Werken mit der Maschine schenkt ihm die Lebensfreude, ist doch ihre Arbeit seine Arbeit. Freude löst in ihm Kraft aus zum Ausharren an seinem raumengen Platz.

Der **Handwerker** schafft mit zweckmäßigen Werkzeugen alles zum Leben Notwendige. Die Tüchtigkeit seiner fleißigen Hände ist Bewegungsausdruck seines handwerklichen Könnens. In seinen Handwerken wird seine gewerbliche Fähigkeit gewertet; sie sind nicht wie von der Maschine geschaffen einheitlich nach einer Norm zu bestimmen, sie sind eigengesetzlich, lassen sich nach der Eigenart des Handwerkers unterscheiden. Gewerbestolz ist Selbstbewußtsein und Freude schaffender Arbeitsstolz.

Der **Geistesarbeiter** bringt seine geistigen Kräfte zur Auswirkung. Er schafft mit allen Kulturmitteln, die ihm zugänglich sind, die überhaupt in irgend einer Form erhalten sind, einen neuen Teil im kulturellen Bestand seines Volkes. Die Funktionen seines Gehirnes sind ihm Werkzeug zum geistigen Arbeiten. Der wahre Geistesarbeiter sieht seine Lebensbedeutung darin, daß er mit seinem Schaffen einzig seinem Volke dient. Der Wille zum Dienen adelt sein Streben und hält ihn der Bedeutung würdig, die er im Volksganzen hat, läßt ihn nicht rasten, treibt ihn immer zu neuen Arbeiten an.

Der **Künstler** schafft nach eigenen Gesetzen. Goethe erkennt: „Die höchsten Kunstwerke werden zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht." Dem Künstler höchster genialer Begabung ist es allein vorbehalten, seinem Volke Kunstwerke neuen Wertes, mit neuen Inhalten und Formen, zu schenken. Sein ist das Ringen um eine neue Volkskunst, weil nur ihm die ursprüngliche Kraft der Intuition, der Phantasie, der schöpferischen Gestaltung und Darstellung gegeben ist. Das Vorhandensein dieser Urkräfte unterscheidet das Genie vom Talent. Die reine Schöpferfreude, die der Künstler beim Erstehen seiner Werke spürt, ist höchster Grad der Freude am Werkschaffen, und bedingt höchste Steigerung des schöpferischen Willens.

Die Freude am Werkschaffen äußert sich in den verschiedenen Abstufungen, von der Freude am vollbrachten Tagewerk, der Feierabendfreude, bis hinauf zur weihevollen Schöpferfreude. Immer aber ist sie gleichwertig, löst Schaffenskraft aus!

Dir, ewiges Urwalten, verdanken wir unsere Kraft zur Arbeit und unsere Freude durch die Arbeit! Erhalte uns Menschen die beiden Pfeiler unseres Lebens: **Kraft und Freude!** Wir wollen beides ernst gebrauchen, die deutsche Zukunft zu bauen.

Hans Dalibor. (R. J. P.)

Mann und Werk!

Wir stehen mit unser BDM-Gruppe vor dem großen Förderkorb und warten. Unruhe und — etwas Angst ist in uns. Man sieht in gähnende, schwarze Tiefe herunter. Da geht das Seil. Immer schneller, noch schneller. Ganz oben im Förderturm dreht sich ein Rad mit rasender Geschwindigkeit. „Du — so schnell fällt der Förderkorb, wie sich das Rad dreht! Wenn nun das Seil reißt, wenn —" Ach was, wir sehen uns an und lachen. Auf was für dumme Gedanken man doch kommt.

Eigenartige, salzige Luft ist um uns, Bergleute kommen und bringen Lampen, ein Kommando: Lampen aus! — und dann geht es hinunter in die schwarze Tiefe. Lichter tauchen auf und verschwinden, Signale — eine fast endlose Fahrt durch die Erde. Ja, durch die Erde! Wieder Signale, wir sind unten.

Überall ist hier Salz, an den Decken, marmorartig — auf der Erde, wie Pulver — in der Luft . . . Jetzt kommen wir an eine Bohrmaschine. „Hier sehen Sie . . ." Ich höre nur halb auf die Worte des Steigers, der uns führt, sehe wie gebannt das Gesicht des Mannes an der Bohrmaschine an.

Wie aus Stein gemeißelt steht er da. Ist das nicht ein ganz anderer Mensch als wir? — Er scheint das Lachen, das Reden um sich gar nicht zu hören . . . „Lassen Sie die Maschine mal arbeiten? — Ein Hebeldruck, so ruhig und sicher, und dann das tiefe Brummen, das dumpfe Tönen der Maschine. Es ist, als ob dieses Surren, diese salzige Luft, diese Marmorwände aus Salz und der Mann zusammengehören, einfach zusammengehören.

Wenn ich malen könnte, könnte ich noch jeden einzelnen Zug seines Gesichtes aus dem Gedächtnis wiedergeben, das kantige Profil, die harten, stahlgrauen Augen, die tiefen Linien um den schmalen Mund. Das ist ein Mann, dessen Leben stark und fest gegründet ist auf seiner Arbeit, das fühlt man, wenn man in dieses Bergmannsgesicht sieht.

Und dann wieder Salz, nichts als Salz . . . Wir gehen gebückt durch schmale, niedrige Gänge und lassen hinter uns eine Staubwolke aus Salz. Salz dringt durch die Schuhe, durch die Kleider. Die Lippen schmecken salzig . . .

Plötzlich werden wir aus dem mechanischen Weitergehen gerissen. Wir stehen in einer riesigen Wölbung, einem „First". Tiefe Dunkelheit, nur das schwache Licht unserer Grubenlampen wirft gestreckte Schatten. — Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe hinauf. Endlos groß erscheint mir dieser First. Unbewußt suche ich da oben — die Sterne . . . — Alles ist so weit und hoch — da hole ich tiefer Atem und denke: Und all das hier haben Menschen geschaffen.

J. S.

Heimat und Vaterland.

„Wer da?"

„Doktor Wolf und Doktor Ritter, auf Reisen nach Eßlingen."

„Passiert."

Aufatmend lehnte sich Friedrich Schiller zurück. Das wäre geschafft. Immer unhaltbarer war sein Verhältnis zum Landesherren, dem Herzog Karl, geworden. Des Fürsten Erbitterung, durch den Erfolg der ihm verhaßten „Räuber" noch gesteigert, war so gewachsen, daß er dem Dichter nicht nur alle nicht medizinische Schriftstellerei verbot, sondern ihm auch den Verkehr mit dem Ausland untersagte. Schiller aber fühlte seine Berufung und rang sich den Entschluß ab, mit seinem Freunde Streicher zu fliehen. Es war in der Nacht vom 22. zum 23. September 1782, daß Schwabens größter Sohn die Heimat verließ, verkleidet und versteckt wie ein Verbrecher, er, dessen einziger Wunsch es gewesen, frei und ungehindert schaffen zu dürfen, und dem das Regime des Absolutismus das nehmen wollte, was eben er am höchsten schätzte: die Menschenwürde und die Freiheit genialer Gestaltung innerer Geschichte.

Nun rollte der Wagen durch württemberger Land, Maulbronn mit seinem schönen Kloster ließ man im Rücken, und als auch Knittlingen, des Dr. Faust Geburtsort, dahinten geblieben war, da war des Dichters Martyrium vollendet: des Schwabenlandes Genius war aus der Heimat geschieden.

Niemals, nicht in der Freude und nicht im Leid, hat Friedrich von Schiller den trauervollen Augenblick vergessen, in dem der Schlagbaum hinter ihm fiel, in dem der Sohn sich von der Heimaterde schied. In den Kümmernissen seines Lebens darinnen er, wie es die Wallensteinschen Reiter singen, ganz auf sich gestellt war, hat er immer wieder den Ruf in die Heimat erhofft. Und als der Ruf kam, endlich kam, da war das Reis schon gebrochen, da hatte des Todes unerbittliche Hand die reine Stirn schon gezeichnet.

Die Heimat hatte Friedrich von Schiller verloren. Und wie er auch innerlich um sie rang, und sich den Verlust nicht bekannte, niemals hatte er sie wieder besessen wie einst in den Tagen der Jugend. Aber ein anderes Großes hat er errungen, sich und dem deutschen Volke: das Vaterland, die Erkenntnis, daß alles Deutsche in die große Gemeinsamkeit gleichen Blutes und gleichen Geistes gehört. Wohl waren es widerstreitende Elemente zu jener Zeit, die noch hinter dem Grenzpfahl des eigenen Ländchens das Ausland erblickten. Aber der Dichter hat mit der Überlegenheit seines Geistes, mit der Klarheit seines die Zeit weitüberragenden Blickes auch hier den gemeinsamen Akkord erkannt, und das, was er durch eigenes Martyrium errang, dem deutschen Volke zu schöner Harmonie vereint geschenkt. Heimat und Vaterland, Geburtsort und das Land deutscher Zunge, sie hat es zu einer Einheit verschmolzen, als die Kleinstaaterei in Deutschland noch üppig grünte und blühte.

Was er errang? Im Tell hat er seiner Schmerzen höchste und letzte Erkenntnis in erschütternden Worten niedergelegt. Und wenn der sterbende Freiherr von Attinghausen den jungen Rudenz mahnt: „An's Vaterland, an's teure, schließ dich an." — Das halte fest mit deinem ganzen Herzen, „wenn er den Betörten vor der „fremden" Welt warnt, dann spricht hier der Dichter, der des Todes Atem schon verspürt, sein Vermächtnis, in dem er die Grenzpfähle überwand und dem deutschen Menschen die schönste Einheit schenkte, die von je und je der Traum deutscher Herzen gewesen war: Heimat und Vaterland!

H. Buhl. (R. J. P.)

Bauernspruch

Schwer ist unser Schritt,
Breit und sonnenbraun die Hand.
Wo wir schreiten, wandert mit
Urkraft aus dem Väterland.
Wenn wir säen, dienen wir
Priesterlich im Arbeitskleid.
Wenn wir mähen, bauen wir
Dämme gegen Not und Leid.
Trotzig, erdhaft, wetterhart
Hüten wir der Väter Art.

R. Stahr, Zempelburg.

Bauernkrieg — Anno domini 1515.

Drohende Wolken über dem Himmel Deutschlands künden Krieg. Unheilvoll gären religiöse Zwistigkeiten in uneinigen Landen. Durch Zins und Steuern niedergedrückte und in Leibeigenschaft geratene Bauern stehen auf, verbünden sich, und ein heftiger jahrelanger Kampf entbrennt gegen die Unterdrücker, die sich in festen Burgen und Klöstern verschanzt haben. — Der Bauer stand auf im Lande.

Die Strahlen der Sonne vergolden die Türme und Zinnen der trutzigen Feste. Auf dem Marktplatz des Städtchens sammeln sich die Bauern. Aus der ganzen Umgebung sind sie hergekommen. Niemand hat sie gerufen, und doch kommen sie. Ein bestimmtes Gefühl trieb sie her. Jetzt kommt die Stunde der Abrechnung. Dicht gedrängt stehen sie da. Ganz leise tuscheln sie untereinander. Ihre Mienen sind hart, und kalte Entschlossenheit steht in ihren Augen. Drohende Fäuste wenden sich gegen die Feste, in der ihr harter Fronherr haust. Und ein jeder denkt: „Hüte dich, Graf Jürgen."

Plötzlich bricht das Raunen und Flüstern ab. Alle schauen auf. Und dort in der Mitte des Platzes steht einer, der jetzt anhebt zu sprechen. Er sagt nicht viel, aber was er sagt, läßt die Augen der Bauern aufleuchten, und ihre harten drohenden Mienen zeigen immer mehr eiserne Entschlossenheit.

Ullrich, der Bauer steht da, der durch übergroße Zinslast zum Leibeigenen des Burgherren geworden war. Keiner kennt den sonst so stillen Mann wieder, der sonst nur ruhig auf seinem Acker seine Arbeit tut.

Und alle lauschen gespannt seinen Worten.

Bauern, jetzt ist es genug der Unterdrückung. Sind wir nicht auch freie Menschen wie jener Hund dort droben auf seiner Burg? Lange genug haben wir uns knechten lassen. Wir wollen frei sein, frei auf unserer eigenen Scholle. Wir wollen den Lohn unserer Arbeit haben, weiter nichts. Die Stunde der Abrechnung ist da. In allen deutschen Landen brennen Burgen und Schlösser unserer Unterdrücker. Ritter und Fürsten liegen in den Türmen, in denen freie Bauern schmachteten.

Und Ullrich, der Bauer, steht mit gespreizten Beinen, wie mit dem Boden verwachsen. Und die Bauern lauschen gespannt seinen Worten.

„Ja, recht hat er schon", meint einer.

„Ullrich, ich mach mit, auf mich kannst du dich verlassen."

„Ich auch . . „ ich auch", und in wilder Begeisterung drängen sich die Bauern an ihn heran.

Und ehe die Turmglocke anhebt, viermal zu schlagen, stehen die Bauern in Reih und Glied auf dem Platze. An ihrer Spitze Ullrich. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitzern in den scharfgeschliffenen Äxten und Spaten der Männer. Jetzt ist die Stunde der Abrechnung da.

Der Wirbel der Trommel dröhnt wie ein Fanal zum Aufstand durch das Land. Immer länger wird der Zug. Dann geht's los. Langsam bewegt sich die lange Kolonne der trutzigen Bauern den Burgweg hinan.

Und der Trommelwirbel hallt wie ein wildes Kampflied todesmutiger Männer den Berg hinauf.

Die Männer marschieren schweigend ihren Weg. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Wilde Begeisterung leuchtet aus ihren Augen. Graf Jürgen hüte dich!

Just in dem Augenblick, da drunten im Tale das Aveglöcklein läutet, langt Ullrich oben am Burgtor an.

Mit wuchtigen Schlägen rammen die grimmigen Bauern das Tor, das sie einst frohnend geschaffen haben. Die Torwache wird überrannt. Hochaufgerichtet schreitet Ullrich als erster in den Burghof, den er so oft als Frontknecht des Ritters betreten hatte, hinweg über Leichen und Knechte, die sich im Todeskampfe wälzen.

Und Ullrich steht dem Ritter gegenüber, wie einer, der sein Lebtag dem Grafen nicht anders als ein Fordernder gegenübergestanden hat. Und das Bewußtsein seiner Kraft gibt ihm eine stolze Haltung. Der Graf steht am Fenster. Kaum beachtet er den Eintretenden. Aber seine Lippen sind verkrampft und weiß wie Schnee.

Und Ullrich steht da und sagt mit fester Stimme seine Forderungen:

„Wir wollen frei sein, auf freier Scholle. Wir wollen keinen Zins mehr zahlen. Wir wollen unseren eigenen, von Urvätern ererbten Boden wiederhaben."

Der Ritter antwortet nicht.

Um seine Lippen zuckt es in verhaltener Angst.

Der Bauer geht hinaus zu seinen Freunden. Und wenige Augenblicke später dringen die wütenden Bauern ein. Die Getreuen suchen ihren Herren zu schützen. Aber sie sind der Urkraft der Bauern nicht gewachsen. Hart und kurz ist der Kampf. Und die scharfen Äxte der zornigen Bauern leisten gute und schnelle Arbeit. Und über Leichen hinweg gehen sie wieder hinaus.

Während Graf Jürgen seinen letzten Seufzer aushaucht, lodern helle Flammen aus allen Teilen der stolzen Burg. Die Bauern haben ganze Arbeit geleistet.

Und die Bauern marschieren schweigend in langem Zuge zurück. An ihrer Spitze Ullrich, der Bauer, und neben ihm der greise Dorfschulze. Und der Ausdruck tödlichen Hasses in den Augen der Bauern hat einem befriedigten Ausdruck Platz gemacht.

Jetzt sind wir frei! **G. W. Klosterschulte.**

Kunst und Volkskunst.

Es wird heute zu viel von Volkskultur und Volkskunst gesprochen. Dabei ist weder, um einmal ganz ketzerisch zu reden, eine Volkskultur noch eine Volkskunst vorhanden. Vorhanden sind lediglich die Möglichkeiten zu einer Volkskultur und Volkskunst. Für die Kultur eine siegreiche Weltanschauung und für die Kunst manches gute Können dazu.

Um bei der Kunst zu bleiben: Weite Kreise des Volkes sind noch gar nicht in der Lage, eine „Kunst" zu erfassen, zu erleben. Dazu ist noch ein langer Weg der Erziehung nötig. Wenn die Bauersfrau nicht mehr den Warenhaustand an Fenster und Wände hängt, sondern eigene Webereien bevorzugt. Wenn der Vater den Jungen kein Blechauto mehr nuter den Weihnachtsbaum stellt, sondern selbst etwas baut. Wenn der Gastwirt wieder Wert auf ein schmiedeeisernes oder geschnitztes Wirtszeichen legt. Wenn das berühmte Feenbild aus dem deutschen Schlafzimmer verschwunden ist. Wenn der Rastplatz einer Gruppe oder Klasse nicht papierübersät verlassen wird. Dann kann Kunst werden und sein.

Die Beispiele der Geschmacklosigkeit und des Kitsches sind bescheiden. Sie können um Hunderte vermehrt werden. Es soll nur angedeutet werden, was es zu tun gibt.

Das Hinführen aller Kreise zur Bühne und zum Konzertsaal ist ein beachtlicher Schritt vorwärts. Aber aus Genießen und Aufnehmen allein entsteht noch lange nicht neues Kunstschaffen. Was wir zu erreichen trachten müssen, ist die eigene merkliche Tätigkeit eines jeden, eine Wiedergeburt der Volkskunst. Wenn jeder auf irgend einem Gebiet ein bescheidenes Können besitzt, und ein entsprechendes bescheidenes Werk hervorbringt, wird aus dem Wissen um das Können und aus der Beglückung über das Werk eine neue Bereitschaft zur Aufnahme der hohen Kunst entstehen. Aus dem Wissen um das Können wird Bewunderung des Könnens der hohen Kunst erwachsen, aus der Beglückung der Vollendung des Werkes des Ichs die Beglückung vor den Werken der Meister des deutschen Volkes. Der Warenhauskitsch und die fabrikmäßige Kunstproduktion sind zu überwinden. Lust und Freude am eigenen Schaffen und Werk sind zu wecken.

Das ist eine durchaus ernste und wichtige Angelegenheit der Jugenderziehung, denn nur die ganze und ganzheitliche Erfassung der Jugend gibt uns berechtigte Hoffnung auf eine Volkskunst, die eine hohe Kunst empfangen und tragen soll. Für Feste und Feiern sollten neue Gestaltungen gesucht werden. Auf Fahrt und im Lager sollte der „Skizzenblock" — früher ein romantisches Utensil — wieder zu Ehren kommen. Die Heimgestaltung sollte eigenes Werk der entsprechenden Gruppen sein. Manche Heimabende sollten dem Basteln und Bauen im Sinne der Volkskunst gewidmet sein. **Horst Richter** (R. J. P.

Unsere erste Streife als Jungenschaft der Deutschen Vereinigung.

Heute ist unsere Sippe „Heinrich der Löwe" unter ihrem alten Jungenschaftswimpel, der aus dem Jahre 1931 stammt, in die Deutsche Vereinigung eingegliedert worden. Anschließend geht es an die Weichsel, um in den Stunden draußen die neuen Kameraden, die schon in der Deutschen Vereinigung gewesen sind, kennen zu lernen. Im ganzen sind wir 12 Jungen. Hinter der Stadt bleiben wir stehen, es wird angetreten und nach dem Kommando „Augen rechts" wird der Wimpel entrollt. Wir bilden vier Dreierreihen, und dann geht es mit Gesang in den sonnigen Frühlingsnachmittag hinein. Zuerst marschieren wir auf einer Kunststraße und machten, glaube ich, einen zackigen Eindruck auf die zahlreichen Spaziergänger. Wenn wir auch noch nicht ganz einheitlich dastanden, denn uns fehlt noch Kluft und manches andere. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

Bald biegen wir ab und ziehen in „Reihe rechts" auf einem Feldrain weiter. Ein kleiner Bach schläygelte sich durch das Feld. Er ist ziemlich breit, und unter uns waren kleine Pimpfe. Da aber weit und breit kein Steg zu sehen ist, wagen wir einer nach dem andern den Sprung, und kommen auch alle glücklich rüber: Natürlich der Größte am schlechtesten. Nach einigen Minuten stehen wir nun auf dem Steilufer, das 20—25 Meter tief fast senkrecht in den Strom abfällt. Wir steigen herunter. Zwei bekommen schriftliche Einladungen und werden für ihre Tapferkeit (nachdem sie unten anlangten) mit einem Zicke Zacke, Zicke Zacke, Heil. Heil, Heil begrüßt. Auf der nächsten Buhne wird Halt gemacht. — Zwei Parteien für ein Spiel werden gebildet (rot und blau). Blau verteidigt mit 5 Mann einen bestimmten Abschnitt des Steilufers, während rot mit 7 angreift, um den Wimpel, der 5 Meter hinter dem Steilhang steht, zu erbeuten. Rot arbeitet sich trotz wütesten feindlichen Kluter und Sandfeuers heran, doch fliegt der erste, der schon siegesbewußt oben ist, im Bogen herunter. Einer der Blauen stürzt sich an einer anderen Stelle auf mich, der ich bei den Roten bin, und wir beide eng umschlungen sausen den Hang hinunter und landen in einem Brombeerstrauch. Während meinem Gegner der Fuß etwas zerkratzt ist, habe ich einige Risse auf der Nase. Alles aber halb so schlimm. — Auch gespottet wurde dann über meine schöne Nase! — Ich komme später auf als der Blaue. Er ist schon bald oben, da entdecke ich eine schwach besetzte Stelle. Ich kann mich schon mit dem Oberkörper über den Rand heben, stoße den Pimpf zurück, und bin oben. Sofort sind zwei große Blaue bei mir. Einen bekomme ich unter. Der andere hat mich, und damit auch seinen Kollegen an den Rand befördert, doch da ertönt das Siegesgeschrei meiner Genossen. Die sind inzwischen durchgebrochen und haben den Wimpel geraubt. Wir fühlten uns nun natürlich wie die Erstürmer der Spichner Höhen. Auf der Buhne säubern wir uns, singen noch ein paar Lieder und ziehen dann mit frischem, frohen Mut der Heimat zu.

Eberhard = Dirschau.

Meiner Mutter!

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen
ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,
ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
ein Schutz für mich — wie liebevoll du horchtest
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,
ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Detlev von Liliencron

Fauler Zauber.

Neulich war ich bei einem Zauberkünstler. Ich glaube, des war Bellachini der 15. Der Mann war knorke. Er langte sich ein Spiel Karten aus der Luft und holte den Leuten die Taler aus der Nase. Er zauberte, daß die Leute von nun an nicht mehr rauchen und morgens früh aufstehen. Ich wollte mich auch verzaubern lassen — wegen des Frühaufstehens — aber er hat mich weggeschickt, weil ich nicht das richtige Fluidum hätte. Trotzdem — er war ein ganz großer Zauberer. Sicher ist in seinem Stammbaum jemand, der mit Hexerei im Mittelalter zutun hatte . . .

Wenn ich doch auch zaubern könnte . . . Ich würde den elfenbeinernen Zauberstab nehmen und zu jenem Mann hingehen, der immer mit griesgrämigen Gesicht auf dem Bürgersteig stehen bleibt, wenn wir marschieren. Ich würde ihn mit dem Zauberstab an der Nase kitzeln und sagen: „Hokus pokus fidebus — dreimal schwarzer Kater! von heute an wirst du immer ein freundliches Gesicht machen, wenn wir Jungen marschieren!" Dann muß er seine Hängelippe einziehen und freundlich gucken. — Ob er will oder nicht!

Alle würde ich verzaubern! Die Mutter, daß sie nicht mehr schimpft, sondern sich freut, wenn ich mit einem Schnupfen von der Fahrt heimkomme, — weil doch ein Schnupfen zu einer zünftigen Fahrt gehört. Alle müßten dran! Die Meckerer und Mießmacher, daß sie jedesmal einen Hustenanfall bekommen und blau im Gesicht werden, wenn sie sich über das Jungvolk aufregen. Daß sie hinterher sagen: „Die Jungvolkpimpfe sind die besten Kerle der Welt. Ich werde sofort für 100 Pimpfe monatlich den Beitrag zahlen." . . . Sache wäre das!

Leider ist Zauber eben nur fauler Zauber. Und eigentlich ist das auch gut so. Sonst würden wir ein Schlaraffenland auf Erden haben. Und das wollen wir gar nicht. Sie sollen uns ruhig bemeckern und bemießmachern, sie sollen sich über uns schwarz ärgern, wenn wir unseren Weg geradeaus marschieren. Sie sollen uns keine Heime schenken, ohne daß wir etwas dazu tun. Heime wollen errungen werden, erst dann sind es wirkliche Heime. Sie sollen uns keinen Beitrag schenken, nur denen, die ihn beim besten Willen nicht bezahlen können. Wir müssen selber opfern lernen. Wenn wir aufrechte, gerade Kerle sind, dann erfüllen wir das, was der Führer von uns verlangt. Darauf kommt es an. Und wer dann von uns nichts wissen will, der möge uns den Buckel herunter rutschen.

Werner.

Dahinten in der Heide.

Es war bei einer ganz kleinen Jugendherberge mitten in der Heide. Eigentlich war es gar keine Jugendherberge im landläufigen Sinne: ein altes Bauernhaus lag tief versteckt zwischen dunklen Tannen. Es hatte viel Mühe gekostet, diese Bleibe zu finden.

Aber dann saßen wir draußen auf der Bank vor dem Haus. Vor uns dehnte sich die weite Heide, hinter uns erhob sich der dunkle Tannenwald. Die Sonne wollte gerade untergehen und sandte nun ihre letzten Strahlen auf die Erde. Es war ein ganz eigenartiges Bild: die weite Heide, die dunklen Wachholderbüsche, die hier und da aufragten, rechts ein paar Birken . . . Ab und zu schwirrte eine Fledermaus über unsere Köpfe dahin. Grillen zirpten leise . . .

Der Herbergsvater hatte sich zu uns gesetzt. So ein richtiger Heidjer war er; einer von den Stillen, die nicht gerne reden, dafür aber ein treues und ehrliches Herz haben; einer von denen, die fest verwurzelt sind mit der Erde . . . Sein Pfeifchen hing ihm in dem einen Mundwinkel, nur ab und zu schmökte er, daß der Rauch in der warmen Abendluft stand.

Schweigen ringsum. Auch wir sagten nichts . . . . Sahen nur über die Landschaft vor uns, waren noch erfüllt von dem Tag, der hinter uns lag, und der uns soviel Schönes gegeben hatte. Schließlich erhoben wir uns, etwas schwerfällig und müde von den vielen Kilometern, die wir zurückgelegt hatten, und wollten uns mit einem „Gute Nacht, Herbergsvater" ins Haus begeben.

Wir reichten ihm die Hand. Er nahm sie und wünschte uns ebenfalls eine gute Nacht . . . Und dann sagte er langsam wie zu sich selbst: „65 Jahre", gerade heute!"

Auf unser Fragen hat er uns dann erzählt. Nur schwer wollten die Worte aus seinem Munde: 65 Jahre wohnt der Mann auf diesem Heidehof, der jetzt auch wandernder Jugend Bleibe ist. 65 Jahre! Und niemals ist er von hier fort gewesen. Hier ist er geboren, hier möchte er sterben. Die Welt da draußen? „Ich höre ja viel von dem Leben und Treiben in der Stadt. Die Jugend, die zu mir kommt, erzählt davon, erzählt von den großen Häusern, von Autos, von Straßenbahnen. Ich höre ihnen zu; ja, gerne tu ich das. Und ich freu' mich, daß diese Jugend nicht immer in den Steinmauern bleibt, sondern daß sie hinauswandert, hinausfährt und zu mir in meine Einsamkeit und in meine Heide kommt. Ich weiß, daß die vielen Mädel und Jungen die schöne Heide gern haben, genau so gern wie ich. 65 Jahre hier in der Heide, tauschen möcht ich mit keinem. Gute Nacht auch!

Schriftleitung: Herbert Poch, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.